

Nr. 103. **Bromberg, den 3. Juli** **1925.**

Die Jagd nach der Platinkugel.

Kriminal-Roman von **Rudolf Paul.**

(6. Fortsetzung.) — (Nachdruck verboten.)

11. Kapitel.

Der Spuk kehrt wieder.

Gebhardt bat noch am Nachmittag desselben Tages Fräulein Linder zu sich. Er zeigte ihr das Briefkuvert und das Buch und fragte sie, ob sie von beiden etwas wisse. Das Notizbuch hatte übrigens nichts von Bedeutung enthalten. Des Briefes mit der eigentümlichen Handschrift entsann sich Lucie sehr wohl. Er sei wenige Tage vor dem schrecklichen Ende des Dr. Wolters gekommen, und zwar mit der Mittagspost. Sie habe ihn Wolters auf den Schreibtisch gelegt, sei aber nicht zugegen gewesen, als er ihn las und könnte daher keine Angaben machen, wie er ihn aufgenommen hätte.

Das Buch erkannte Fräulein Linder sofort wieder. Wolters hatte es bei seinem letzten Weihnachtsurlaub mitgebracht und ihr gesagt, es sei ein kostbares und besonders heiliges Exemplar des Koran, das er gemeinsam mit dem echten Wolters aus einer während einer Beschießung in Brand geratenen Moschee gerettet habe. Sie wunderte sich aber lebhaft, daß das Buch noch im Besitz ihres Mannes war. Er hatte ihr auf eine gelegentliche Frage gesagt, er habe es verkauft. Auch konnte sie mit Bestimmtheit angeben, daß es noch eine Woche vor Wolters' Tod nicht an dem Platz gewesen sei, an dem es Gebhardt gefunden hatte. Wie viele Büchermenschen sah Wolters es nicht gern, wenn man auf seinem Schreibtisch oder unter seinen Büchern aufräumte oder abstäubte. Lucie besorgte dies aber von Zeit zu Zeit heimlich. Das Buch konnte, da ihr sonst alle verschließbaren Fächer zugänglich waren, nach ihrer Meinung nur früher im Schreibtisch des Privatdozenten gelegen haben, von wo aus er es an den versteckten Platz im Schlafzimmer gebracht haben mußte.

Hier schien Gebhardt ein weiteres Rätsel vorzuliegen, das auf eine neue Spur führen konnte. Wolters besaß ein wertvolles Buch, offenbar nicht ganz rechtmäßig. Er hielt es sogar vor seiner Frau versteckt, schließlich, wohl um es auch nachts bei sich zu haben, in seinem Schlafzimmer. Kurz darauf wurde er ermordet, und nach wenigen Wochen suchte ein geheimnisvoller Besucher in dem vereinsamten Mordhaus anscheinend nach einem Buch. War das der Mörder?

Zeitig am Vormittag des nächsten Tages machte sich Gebhardt von neuem auf den Weg nach der Wohnung in der Fuldastraße. Durch die Korridortür hatte, wie der unverletzte gummierte Papierstreifen bewies, niemand die Wohnung betreten. Aber eine kurze Prüfung der Zimmertüren ergab, daß sowohl die Küchentür, als die des Kabinetts geöffnet worden waren, und als Gebhardt seinen Markierungen nachging, zeigte sich, daß tatsächlich jemand durch die Türe, die von der Küche nach außen führte, durch die Küche und das Kabinett nach dem Arbeitszimmer und dem Schlafzimmer gegangen war. Auf der Suche nach weiteren Spuren stellte Gebhardt fest, daß die Bücher im Nachttisch nicht mehr so standen, wie er sie selbst hinterlassen hatte. Sie standen unordentlich und schief da, während er sie nach eigener Gewohnheit schnurgerade gerichtet hatte. Eine neue Prüfung des Teppichs ergab mit hinreichender Deutlichkeit, daß Füße in groben Stiefeln darüber gegangen waren, und mit einigen Kunstgriffen auf einer Messingklinke wieder sichtbar gemachte Fingerspuren stimmten mit den Abdrücken auf dem verstaubten Regal überein.

Mehr war in der Wohnung selbst nicht zu sehen. Gebhardt öffnete vorsichtig die Tür zum Küchenbalkon und trat hinaus. Sich von draußen über das niedere Geländer zu schwingen war eine Kleinigkeit. Am Haus führte ein mit gelben Klinkersteinen gepflasterten Streifen hin, auf dem bei trockenem Wetter, wie es inzwischen eingetreten war, Fußspuren nicht verblieben.

Gebhardt schaute prüfend nach rechts und links. Nach rechts kam man um das Haus herum zu dem schmalen Gang, der an der Haustür vorbei auf die Straße führte. Hart links erhob sich eine etwa mannshohe, mit Kalk geweißte und mit Dachziegeln oben abgedeckte Ziegelmauer, die das Grundstück von dem benachbarten abtrennte. Gebhardt faßte die Mauer scharf ins Auge. Kratzer an der Mauer erregten seine Aufmerksamkeit. Er überstieg die Balkonbrüstung und trat näher. Es war kein Zweifel. Abschürfungen an der Mauer- und Abbröckelungen an der Ziegelbedeckung bewiesen, daß hier jemand übergestiegen war. Der Kriminalkommissar suchte mit beiden Händen oben auf der Mauer einen Halt, zog sich mit anerkennenswerter Behendigkeit im Klimmzug hinauf und schaute vorsichtig hinüber. Er blickte in einen betonierten Hof, auf dem an mehreren Seiten unter an der Mauer angebrachten Schutzdächern Fuhrwerke standen. Rechts schienen Ställe zu liegen. Einige Leute waren beschäftigt, eine Kutsche anzuschirren. Offenbar hatte eine Fuhrhalterei hier ihren Betrieb eingerichtet. Geradeaus führte ein breites, jetzt halb offenstehendes Tor auf die Straße; das Nachbarhaus war das Eckhaus. Das Haus selbst zeigte zur Linken eine Tür mit der Aufschrift „Kontor".

Ohne von jemand bemerkt zu sein, glitt Gebhardt wieder von der Mauer herunter, stäubte die Kalkspuren von seinem Anzug und murmelte: „Der Diebsweg ist geschickt gewählt, das Hoftor ist leicht zu übersteigen, ebenso die Mauer, und nachts wird niemand hier sein. Von der Mauer aus kann man ausspähen, und dann ist man mit zwei Sätzen auf dem Balkon. Damit wird die Gefahr vermieden, unvermutet mit jemandem zusammenzustoßen, was bei dem Weg von der anderen Seite her leicht möglich wäre."

Er dachte einen Moment über die Weiterverfolgung seiner Entdeckung nach und erwog, das Nachbargrundstück zu betreten oder einen Polizeihund anzusetzen. Den Gedanken des Polizeihundes verwarf er als zu spät, da die Spur auf der Straße drüben schwer verfolgbar sein mochte. Die Untersuchung des Nachbarhauses dagegen schob er auf, da sie Aufsehen gemacht haben würde und er gern erst eines versuchen wollte: Den Spuk an Ort und Stelle zu fangen. War der nächtliche Gast zweimal und vermutlich erfolglos gekommen, so würde er wohl noch ein drittes Mal kommen. Und dann würde er selbst ihn packen. Er beschloß, in der folgenden Nacht in der Mordswohnung zu bleiben.

Nachdem Gebhardt diesen Entschluß gefaßt hatte, begab er sich auf den Weg, den er gekommen war, in die Woltersche Wohnung zurück und verschloß die Küchentür wieder mit einem Dietrich. Dann nahm er die am Vortag begonnene systematische Untersuchung wieder auf.

Diese galt heute in erster Linie dem Kabinett. Hier war sichtlich, von der Wegnahme des Kastens mit den ägyptischen Ausgrabungen abgesehen, nichts verändert. Die Lagerung des Staubes zeigte, daß Flaschen und Gläser auf dem Tisch und den Wandbrettern lange nicht von der Stelle gerückt

worden waren. Die Schublade barg nur Präparate und Chemikalien.

Prüfend sah sich Gebhardt weiter um, als sein Blick auf den kleinen eisernen Ofen fiel, der in der Ecke bei der Tür stand. Ein Gedanke durchzuckte ihn, er öffnete vorsichtig die Tür. Der Ofen war leer bis auf ein Häufchen Papierasche. Enttäuscht wollte Gebhardt die Tür schließen, als er, seitlich im Rost eingeklemmt, ein viereckiges, unverbranntes Stückchen Papier entdeckte. Vorsichtig nahm er es heraus und gewahrte mit Überraschung und Befriedigung, daß es mit einigen Worten beschrieben war, die dieselbe Handschrift aufwiesen, wie das am Tag zuvor gefundene Kuvert. Anscheinend hatte Wolters den Brief zerrissen und dann in dem eisernen Ofen verbrannt. Ohne große Mühe entzifferte Gebhardt die verschnörkelten Buchstaben. Auf der einen Seite las er: „freiwillig abgeben" und darunter „fünfzig engl. Pfund", auf der Rückseite „kaum rechtmäßiger B . . ." und „andere Mittel ergr . . ."

Gebhardt glaubte sich hieraus unschwer den wesentlichen Inhalt des Briefes kombinieren zu können: Jemand verlangte von Wolters die freiwillige Abgabe einer Sache — und bot ihm sogar eine anständige Bezahlung in englischen Pfund dafür, drohte aber zugleich, falls er sich weigere, andere Mittel zu ergreifen, zumal der Gegenstand nicht sein rechtmäßiger Besitz sei. Und lag nicht auf der Hand, daß es sich dabei um das Koranexemplar handelte?

Der Kommissar barg das Papierstückchen sorgfältig neben dem Kuvert in seiner Brieftasche. Dann beugte er sich noch mal zu dem Aschenhäufchen nieder. Hier war aber nichts mehr zu machen, das Papier war zum größten Teil zerfallen und zerbröckelte zu Staub, wenn man es anfaßte. Aber auch ohne dies war Gebhardt mit dem Ergebnis seiner Expedition sehr zufrieden. Er verschob die noch geplante Durchsuchung der rückwärtigen Räume auf den Abend. Denn mit Einbruch der Dunkelheit wollte er sich wieder einfinden, dem Spuk, falls er nochmal auftauchen sollte, ein Ende zu machen.

12. Kapitel.

Ein unerwartetes Renkontre.

Gebhardt sagte niemandem von seinem Plan, auch Fräulein Linder nicht, die er am Nachmittag wieder zu sich bestellt hatte. Er zeigte ihr nur das Brieffragment und fragte sie über die Benutzung der Öfen der Woltersschen Wohnung. Sie gab an, daß meist nur der Ofen im Arbeitszimmer geheizt worden war, ein großer Kachelofen, der bei gelindem Frost die beiden Nebenräume mitheizte. Der eiserne Ofen im Kabinett war in den letzten Tagen vor der verhängnisvollen Nacht nicht geheizt worden. Also schien es wohl denkbar, daß Wolters, da der Kachelofen schon gegen Mittag zugeschraubt zu werden pflegte, den bewußten Brief bald nach Empfang zerrissen und in dem unbenutzten Ofen des Kabinetts verbrannt hatte.

Dann rüstete sich Gebhardt für seine nächtliche Wache. Er versah sich mit einer Blendlaterne, prüfte seinen Browning, füllte seine Zigarrentasche und machte sich auf den Weg, erst in den Ratskeller, wo er einen soliden Untergrund legte, um gegen die Kühle der Nachte und das Gruseln gewappnet zu sein, dann nach dem ihm nun schon so wohlbekannten Hause.

Gebhardt nahm an, daß der unbekannte nächtliche Besucher erst in später Nachtstunde erscheinen würde. Er hatte also fünf Stunden mindestens vor sich. Eine Stunde etwa verbrachte er mit einer Durchsuchung des Zimmers des Fräulein Linder.

Er erwartete eigentlich von vornherein nicht, etwas hier zu finden, und diese Annahme bestätigte sich. Überdies waren Kisten und Kasten leer, da ja Fräulein Linder ihre Sachen mitgenommen hatte. Auch ihr Reisekorb war ihr noch während ihrer Haft, damals allerdings erst nach polizeilicher Revision, ausgefolgt worden.

Nachdem dieser erste Punkt seines Programms erledigt war, setzte sich Gebhardt erst einmal behaglich auf das alte Sofa, zündete sich eine Zigarre an und ging beim Schein seiner Blendlaterne seinen Gedanken nach. Er hatte manche interessanten und auch schaurigen Fälle von Verbrechen in seiner Laufbahn erlebt und sich dabei doch ein warmes Herz für menschliches Unglück bewahrt. Seltsam schien ihm die Verschlingung des Geschickes der früheren Bewohnerin des Zimmers, in dem er saß. Vielleicht gelang es ihm noch heute Nacht, das Dunkel aufzuhellen, das über den Geschehnissen jener anderen Nacht vor etwa 6 Wochen lag, und ihr damit die Möglichkeit zu geben, ein neues Glück zu finden. Ihm schien dies fast wertvoller, als die Sühne des geschehenen Mordes.

Die Zigarre ging zu Ende. Er sah nach der Uhr. Erst neun. Er erhob sich und setzte seine Untersuchung fort. Das Badezimmer war rasch abgetan. Nach außen hatte es nur ein hohes, schmales Fenster, durch das sich höchstens ein Kind hätte durchzwängen können. In der Küche war schließlich auch nichts, was nicht zur Bestimmung dieses Raumes gehört hätte. Nach alledem ging es erst auf zehn.

Gebhardt begab sich in das Arbeitszimmer, ließ aber die Türen nach der Küche hin offen, um bei dem ersten verdächtigen Geräusch an der Küchentür bereit zu sein. Er ging im Zimmer auf und ab, richtete schließlich den Schein seiner Laterne auf das Bücherregal und entnahm ihm nach einigen Suchen ein halb populäres Werk über ägyptische Geschichte. Die Gaslampe wollte er nicht anstecken, weil er fürchtete, es könne Licht durch die Ritzen der Jalousien nach außen fallen. Er setzte sich vielmehr beim Schein seiner Laterne und mit einer frischen Zigarre an den Schreibtisch und begann zu lesen.

Lesen und zugleich die Ohren spitzen empfand er aber mehr und mehr als schlecht miteinander vereinbar. Auch wurde die eingeschlossene Luft ihm immer drückender. Er ging zu dem abseits vom Schreibtisch gelegenen Fenster und ließ einige Minuten lang die frische, kühle Nachtluft hereinströmen. Ein Blick auf die Uhr zeigte ihm, als er sich zum Schreibtisch zurückbegab, daß die Stunde nahte, in der der falsche Wolters sein rätselvolles Ende gefunden hatte, und unwillkürlich versuchte er sich die Szene vorzustellen, die sich damals in diesem Zimmer abgespielt hatte. Fiel der Schuß, der ihn tötete, gut gezielt aus dem Hinterhalt? War es ein Totschlag des überraschten Diebes? Oder das Ende eines Kampfes? Noch wußte es wohl niemand außer dem Täter selbst.

Plötzlich horchte er auf. Kein Zweifel, an der äußeren Küchentür hantierte jemand mit Schlüsseln. Blitzschnell nahm Gebhardt den Revolver aus der Tasche, entsicherte ihn, und war, die Blendlaterne in der Linken, mit einigen raschen, leisen Sätzen in der Küche. Die äußere Tür sprang auf, zu gleicher Zeit blitzte Gebhardts Blendlaterne, drüben eine elektrische Taschenlampe auf und erscholl von beiden Seiten über mattfunkelndem Revolverlauf ein „Hände hoch." Aber unmittelbar darauf folgte, ebenfalls unisono, ein kräftiger Fluch und ein erstauntes „Nanu, was tun Sie denn hier?" Zugleich wurde die Korridortür gewaltsam erbrochen und ein Polizist stürzte von dort aus zur Küche, um mit offenem Mund zu Stein zu erstarren. Gegenüber standen sich in bedrohlicher Pose Gebhardt und der Polizeikommissar des Reviers.

Nach einer Minute der Verblüffung fand der Polizeikommissar die Sprache wieder:

„Vor einer halben Stunde meldete ein Polizist, den sein Dienstgang hier vorbeiführte, er glaube von weitem gesehen zu haben, daß hier ein Fenster offen stand und ein schwacher Lichtschein im Zimmer herrschte. Ehe er näher kam, wurde das Fenster geschlossen; das wollte er deutlich gesehen haben. Da der Mann nicht genau wußte, ob nicht vielleicht der Hauswirt oder ein neuer Mieter in der Wohnung sei, ging er weiter und erstattete mir nach seiner Rückkehr Meldung."

„Da ich weiß, daß die Wohnung von der Polizei noch nicht freigegeben ist, eilte ich mit dem Mann hierher, in der Hoffnung, einen Dieb, wenn nicht gar den Mörder zu fangen. Sie, Herr Kommissar, hätte ich allerdings nicht hier vermutet." Gebhardt ließ ein Lachen hören, das einem gereizten Knurren glich, und informierte den Polizeikommissar in kurzen Sätzen von dem Grund seines Aufenthalts in der Wohnung und seinen seltsamen Wahrnehmungen. Dann standen sich beide Männer eine Weile in nicht eben freundlichen Gedanken gegenüber.

Plötzlich fuhr Gebhardt empor. „Das ist er," rief er mit unterdrückter Stimme und sprang, den Polizeikommissar vom Revier zur Seite stoßend, zur Tür, die noch halb offen stand. Deutlich hörte man, wie jenseits an der Mauer jemand herabrutschte und über den Hof lief. Gebhardt schwang sich auf die Mauer. Gerade sah er noch eine dunkle Gestalt, die über das Hoftor kletterte. Dann hörte man wieder eilige Schritte, diesmal drüben auf der Straße. Gebhardt stürzte in gleicher Eile in die Küche zurück, rief dem Polizeikommissar zu: „Wachen Sie hier," packte den Polizisten am Ärmel und zog ihn mit. Um das Haus herum eilte er auf die Straße und weiter um die Ecke. Nichts war zu sehen. Nach einer rasch getroffenen Verabredung teilte er sich mit dem Polizisten in eine Durchmusterung der nächsten Querstraßen. Der Mann war aber wie vom Erdboden verschwunden. Auch einige späte Passanten, die angehalten und gefragt wurden, konnten keine Auskunft geben.

Mißmutig kehrte Gebhardt in die Wohnung zurück. Sein Plan war vereitelt, und, wie er sich ärgerlich eingestand, nicht ganz ohne seine Schuld. Der Spuk war gewarnt und würde kaum wieder erscheinen. Und doch war dieser Spuk etwas Greifbareres als die Kombination Riehls, eine Spur, die man weiter verfolgen konnte.

Gebhardt wies den Polizeikommissar an, am Morgen so zeitig als möglich einen Polizeihund anzusetzen. Dann

ließ er die Wohnung wieder sorgfältig verschließen und versäumte auch nicht, seine Papierstreifchen wieder anzubringen, obwohl er kaum noch Hoffnungen auf diesen Kniff setzte. Auf dem Rückweg besprach er sich mit dem Kommissar des Reviers, was etwa noch zu tun sei. Er trug ihm auf, das Eckhaus neben dem Mordhaus genau, aber unauffällig zu prüfen, insbesondere nach Beobachtungen über die wiederholten nächtlichen Besuche zu forschen, bei denen ja offenbar stets der Hof durchquert wurde.

Vor dem Revier trennte man sich. In übler Laune machte sich Gebhardt auf den Heimweg. Das Scheitern seines schönen Planes wurmte ihn sehr. Seine Stimmung besserte sich erst, als er an das Kuvert und den Papierfetzen mit den merkwürdigen Schriftzügen dachte. Vergeblich war seine Mühe doch nicht gewesen, trotz des Mißerfolges von heute nacht. Jetzt galt es die vorliegenden Beweisstücke geschickt weiter zu verwerten. Eine so auffällige Schrift zum Beispiel mußte ihren Urheber verraten. Eventuell konnte man eine Schriftprobe in der Presse veröffentlichen.

Unter solchen und ähnlichen Erwägungen erreichte schließlich Gebhardt sein Heim und legte sich mit dem festen Vorsatz schlafen, dem verscheuchten Spuk noch recht unbequem zu werden.

(Fortsetzung folgt.)

Tom Sawyers Abenteuer.

Von **Mark Twain.**

Deutsche Übersetzung von Margarete Jacobi.

(26. Fortsetzung.) — (Nachdruck verboten.)

Dreißigstes Kapitel.

Der Dienstag-Nachmittag kam und schwand, die Dämmerung setzte ein. Das Städtchen St. Petersburg trauerte noch tief. Die verlorenen Kinder waren immer noch nicht aufgefunden. In der Kirche war öffentlich für sie gebetet worden, und wieviele Gebete mochten im stillen Kämmerlein zum Himmel aufgestiegen sein! aber noch immer kam keine bessere Kunde aus der Höhle. Die Mehrzahl der Suchenden hatte die weitere Nachforschung aufgegeben und war zu ihren täglichen Beschäftigungen zurückgekehrt; sie meinten, die Kinder würden doch niemals wieder gefunden werden. Frau Thatcher war ernstlich erkrankt und lag meist in Fieberphantasien. Die Leute sagten, es sei herzbrechend anzuhören, wie sie nach ihrem Kinde riefe, den Kopf hebe, um wohl eine Minute lang zu lauschen, und ihn dann ermattet und seufzend wieder niedersinken zu lassen. Tante Polly war in tiefste Schwermut verfallen, ihr graues Haar war beinahe schneeweiß geworden. Am Dienstag Abend ging alles im Städtchen traurig und hoffnungslos zur Ruhe.

Etwa gegen Mitternacht brachen die Glocken in ein wildes Geläute aus und im nächsten Augenblick waren die Straßen voll von Gruppen halb angekleideter Gestalten, welche wie wahnsinnig: „heraus, heraus, sie kommen, sie kommen!“ in die Nacht hinein schrien. Blechpfannen und Hörner halfen das Getöse noch vermehren. Die Bevölkerung drängte sich in Massen dem Flusse zu, den wiedergefundenen Kindern entgegen, welche in einem offenen Wagen daher kamen, der von jubelnden, jauchzenden Männern gezogen wurde. Im Nu war der Wagen dicht umringt und mit Jubel und Hurraruf bewegte sich der Triumphzug die Hauptstraße hinauf.

Alle Häuser waren festlich beleuchtet, niemand fiel es ein, nochmals zu Bett zu gehen, es war der größte Moment, den das Städtchen je erlebt hatte. Während der ersten halben Stunde bewegte sich die Einwohnerschaft in langem Zuge durch Richter Thatchers Haus. Die geretteten Kinder wurden mit Fragen und Küssen überschüttet, der armen Mutter die Hand vor Mitgefühl fast ausgerenkt und dabei das ganze Haus mit Thränen förmlich überschwemmt.

Tante Pollys Seligkeit war vollkommen, und bei Frau Thatcher fehlte nicht viel dazu. Ihr Glück konnte jedoch erst vollständig sein, wenn der Bote, den man alsbald mit der großen Neuigkeit nach der Höhle gesandt, dem armen trostlos weiter suchenden Vater die Freudenkunde überbracht haben würde.

Tom lag auf dem Sofa. Einer atemlos lauschenden Zuhörerschaft, die um ihn herum stand, erzählte er die Geschichte seiner wunderbaren Abenteuer, wobei er nicht verfehlte, aus freier Erfindung manch' wirkungsvollen Zug zur weiteren Ausschmückung anzubringen. Zum Schlusse gab er eine besonders anschauliche Beschreibung davon, wie er Becky verlassen, um eine erneute Entdeckungsreise anzutreten, wie er mit der Drachenleine in der Hand durch zwei Gänge gekrochen, wie er eben im Begriff gewesen, dem dritten, den er der ganzen Länge der Schnur nach durchmessen, hoffnungslos und verzweifelnd den Rücken zu kehren, als er plötzlich in weitester Entfernung einen hellen Fleck gewahrte, der wie Tageslicht aussah. Da habe er die Leine fahren lassen, sei auf den Knien dem verheißenden Flecke zugekrochen, habe Kopf und Schultern durch ein enges Loch gezwängt, habe frische, freie Gottesluft geatmet und den Mississippi seine breiten Wogen an sich vorüber wälzen sehen. Wäre es zufällig Nacht gewesen, so daß kein heller Fleck zu sehen war, dann würde er den Gang nicht weiter untersucht haben! Er erzählte, wie er dann zu Becky zurückkroch, um ihr die Freudenkunde zu bringen, wie sie ihn bat, sie mit solchem Unsinn zu verschonen, sie sei müde, wisse, daß sie sterben müsse und wolle sterben. Er beschrieb, welche Mühe es ihn gekostet, sie zu überzeugen und wie sie dann beinahe wirklich gestorben sei vor Glück, als sie sich nun mühsam dahinschleppte, wo sie das Fleckchen wirkliches und wahrhaftiges Tageslicht sehen konnte. Wie er zuerst durch das Loch gekrochen und ihr sodann herausgeholfen, worauf sie beide sich niedergesetzt und vor Freude und Glück geweint hätten. Dann, sagte er, seien ein paar Männer in einem Boot den Fluß daher gekommen, er habe sie angerufen und von seiner und Beckys Lage und von ihrem halb verhungerten Zustande erzählt. Wie ihm die Leute zuerst nicht hatten glauben wollen, weil es ihnen wie ein tolles Märchen geklungen, „denn“, sagten sie, „ihr seid ja fünf Meilen unterhalb der Bucht, in der die Höhle ist“, sich aber dann doch eines anderen besonnen und sie an Bord genommen hätten. Dann seien sie nach einem Hause gerudert, hätten ihnen ein Abendessen gegeben, sie ein paar Stunden lang ausruhen lassen und sie dann endlich nach Hause gebracht.

Vor Tagesgrauen wurden denn auch der Kreisrichter und die Handvoll Leute, die ihm noch immer treulich suchen halfen, vermittels des Leitfadens, den sie hinter sich herlaufen ließen, aufgesucht und ihnen die freudige Botschaft überbracht. Alles war eitel Glück und Freude!

Drei Tage und drei Nächte der Trübsal und des Hungers lassen sich jedoch nicht mit einem Male abschütteln, das sollten auch Tom und Becky erfahren. Mittwoch und Donnerstag mußten sie das Bett hüten und schienen nur immer elender und müder zu werden. Tom freilich fing schon am Donnerstag an, ein wenig herum zu kriechen, zeigte sich Freitag auf der Straße und war Sonnabend fast wieder er selber. Becky aber konnte vor Sonntag das Zimmer nicht verlassen und dann sah sie aus, als ob sie eine lange, zehrende Krankheit durchgemacht hätte.

Tom hörte von Hucks Krankheit und ging am Freitag ihn zu besuchen, wurde aber nicht zu ihm gelassen, ebensowenig an den beiden folgenden Tagen. Nachher durfte er ihn täglich sehen, mußte aber versprechen, über sein Abenteuer in der Höhle zu schweigen und auch sonst nichts Aufregendes zu berühren. Frau Douglas, die treue Pflegerin, war immer zugegen und paßte auf. Zu Hause hörte Tom von dem nächtlichen Abenteuer hinter dem Douglasschen Besitztum, auch, daß man den Körper des einen Halunken im Fluß, nahe an dem Landungsplatze der Dampffähre gefunden habe; er war sicherlich bei dem Fluchtversuch ertrunken.

Etwa vierzehn Tage nach Toms Befreiung aus der Höhle machte dieser wieder einmal einen Besuch bei Huck, welcher mittlerweile genügend zu Kräften gekommen war, um ein aufregendes Gespräch ertragen zu können. An Stoff dazu fehlte es Tom nicht. Sein Weg führte ihn an des Kreisrichters Haus vorüber und er trat ein, um nach Becky zu sehen. Deren Vater und ein paar Freunde fingen ein Gespräch mit ihm an und man fragte ihn scherzweise, ob es ihn nicht gelüste, noch einmal in die Höhle zu gehen. Tom meinte, warum nicht — das würde ihm nichts ausmachen.

Da sagte der Kreisrichter:

„Tollköpfe, wie du einer bist, gibt's noch mehr, Tom, daran zweifle ich keinen Augenblick. Aber wir haben der Sache ein Ende gemacht. In der Höhle soll von nun an keiner mehr verloren gehen.“

„Wieso?“

„Weil ich die große Eichentüre mit Eisen habe beschlagen und dreifach verschließen lassen, und weil ich die Schlüssel dazu selber verwahre.“

Tom wurde weiß wie ein Leintuch.

„Herrgott, was gibt's, Junge? Schnell, bring' 'mal einer ein Glas Wasser!“

Das Wasser wurde gebracht und Tom damit bespritzt.

„So, so, mein Junge, ist dir nun besser? Sag' doch nur 'mal um Himmels Willen, was mit dir los ist, Tom?“

„Ach, Herr Kreisrichter, in — der Höhle war ja der — Indianer-Joe!“

(Fortsetzung folgt.)

Der blaue Stein.

Aus Heimgärtners Tagebuch.

Von Peter Rosegger.

(Nachdruck verboten.)

Jetzt, als der Alte wieder einmal über die weiten Felder ging, erinnerte er sich an ein Schelmstück des Jungen. Der war damals so eine Art Studiosus auf Ferien, zu jeglichem Schabernack aufgelegt, aber auch zu ernsthaften Dingen bereit, wie etwa solche sind, an einem heißen Sommertag auf den steilen Berg zu steigen.

So auch ging er wieder einmal über die Felder dahin, erhitzt und verschwitzt, und fürchtete den Berg, den er besteigen wollte. Der Rock war längst weggeworfen, aber zwei Hosen!

Zwei Hosen am Leib, so wie es damals schon bei jedem „ordentlichen" Manne der Brauch war. Eine dieser Hosen mußte heute weg. Es konnte nur die inwendige sein, eine hübsch weiße, darf ich sagen, von Leinwand. Da die Gegend ringsum menschenrein war, so tat ich — denn es war ja wieder einmal ich — nicht lange um, riß die Kleider herab und warf die weiße Hose in das Korn, das in seiner Reife weit hingebreitet stand. Dort war sie unsichtbar für etwa Vorübergehende geborgen. Das übrige wieder ordentlich angezogen, und so auf den Berg.

Jetzt war es wohlig und auf dem Berge wird es sehr schön gewesen sein.

Nach drei Stunden etwa kehrte ich zurück, um mein im Korn verstecktes Kleidungsstück mit mir zu nehmen. Es war nicht mehr allein. Das Feld war besetzt mit Schnittern und Schnitterinnen. Na schön! dachte ich, jetzt kommen sie zu der Hose, und ich weiß nicht, wie ich mein Eigentum rechtfertigen kann.

Eine Weile stand ich da, sah ihnen zu, schäkerte mit den Dirndeln und dachte nach, wie ich zu meiner Sache käme, ohne daß es auffiele. Denn es wäre doch lächerlich, wie ich mich der Hose entäußert und sie hier versteckt hätte.

Sie kamen immer näher der Stelle, wo der Schatz versteckt lag. Bei einer der Schnitterinnen klang die Sichel. Sie zankte einiges, denn sie hatte in einen Stein gehauen. Es war ein grau-bläulicher Kieselstein. Da hatte ich's.

„He", rief ich lustig, „da ist ja der blaue Stein, mit dem kann man zaubern!" Ich hob ihn auf, wand ihn eine Weile in der Hand hin und her, und fragte die Leute ernsthaft, was ich aus diesem Steine zaubern solle?

„Ja, du wohl, du wirst zaubern!" lachte eine Magd, „das möchte ich schon sehen."

„Das sollst du auch sehen", sagte ich, „ich werde jetzt diesen Stein in das Korn hineinwerfen, und flugs wird er was anderes sein. Was wollt ihr denn, das ich zaubere?"

Sie lachten herum, berieten und kamen nicht recht mit ihrem Auftrag zustande.

„So sagt es nur", rief ich, „solls ein Heubündel sein, oder soll ich eine Sichel zaubern, oder einen Stiefel, oder eine Unterhose, oder einen Korb? oder was denn?"

„Eine Unterhose!" riefen sie lachend.

Ich stellte mich bedenklich. „Ihr macht es mir nicht leicht", sagte ich, „just eine Unterhose aus diesem Stein. — Nun, versuchen will ich's."

Eine feierliche Miene nahm ich an, hob den Stein langsam in die Luft empor, murmelte einige unverständliche Worte, und warf ihn, genau die Richtung erwägend, in das Korn. Dann blieb ich ruhig stehen, und da die Leute auch nur so dastanden, sagte ich: „Nun, so holet es. Ich bin ja selbst begierig, was es geworden ist."

Die Unternehmendste war eine Magd, die mit den Armen das Korn auseinander teilte, einige Schritte hineinmachte und plötzlich einen lachenden Schrei ausstieß.

„Was ist denn, was hast denn, Mirzl?" riefen sie

Da hob die Mirzl die weiße Hose hoch empor, wie eine Fahne.

Sie glaubten es nicht. Jedes wollte den Zauber sehen und betasten.

Sie zankten um das Stück, jedes wollte einen Anspruch darauf haben. Ich schritt hin: „Was ich gezaubert habe, das ist mein!" und wandelte mit dem Eigen würdevoll meines Weges.

Von diesem Tage an hatte ich keine Ruhe mehr. Wo sie meiner ansichtig wurden, bedrängten sie mich, ich sollte ihnen was zaubern!

Aber ich hatte den blauen Stein verloren und konnte nichts mehr machen.

Zeitung, was bist du?

Von Fritz Müller, Partenkirchen.

Es ist nichts Schlechtes auf Erden, was sie dich nicht schon geheißen hätten. Und nichts Gutes auf Erden, das sie nicht in dir geahnt.

Zeitung, was bist du? Ich sah, daß du in deinen Spalten nur leise zu knistern brauchtest, um Orkane draußen zu entfesseln. Und ich sah auch, daß in den Feldern draußen weiter nichts als eine Maus zu rascheln brauchte, und in deinen Gefilden brausten Stürme.

Zeitung, was bist du? Der schlägt dich auf, liest seinen Namen und errötet freudig. Der schlägt dich auf, liest seinen Namen und erbleicht.

Zeitung, was bist du? Du freust dich, wenn dich viele zu zehn Pfennig kaufen, und du glühst vor Zorn, so dich einer für Millionen kaufen möchte.

Zeitung, was bist du? Im Parlament mag ein Bismarck sprechen und bleibt eine stille Null, wo du nicht durch die Fenster rauschest und ihn auf deine Zeitungsflügeln nimmst.

Zeitung, was bist du? In deinem Handelsteil dröhnen Hämmer, surrt's in Schächten, flammen Essen, rauchen die Kamine, werfen Börsenstürme ihre Wellen ans Gestade — und ein Zehntelmillimeter vertikal dazu steigen auf der Vorderseite leuchtende Gedankenkugeln unserer Besten lautlos in die Luft.

Zeitung, was bist du? In fünf Zeilen wirfst du die Kenntnis eines Straßenbahnunfalles weit ins Land, und in genau so vielen Zeilen kündet auf derselben Seite deine Telegrammfanfare den Zusammenbruch eines Reichen überm großen Wasser.

Zeitung, was bist du? Deine Rotationsmaschinen laufen hier und fressen Riesenwälder in tausend Kilometer Entfernung.

Zeitung, was bist du? Als ich geboren wurde, drücktest du den ersten Stempel auf mein Dasein, und wenn ich sterben werde, randest du's beschließend ein.

Zeitung, was bist du? Eine Sammellinse stellst du über unserm Tagesleben auf und brichst sein Licht und seine Schatten spielend um in deinem Inseratenteil.

Zeitung, was bist du? Deine Walzen rasen in den Kellern, und vom Turmknopf flattern leise deine Riesenfittiche ins Land.



Bunte Chronik



* **Verbrecher-Originale.** Es gibt komische Käuze auch unter den Verbrechern. Da war einer, der saß im Zuchthaus als Nummer 211 und sollte sich noch einmal vor Gericht wegen eines anderen Deliktes verantworten. Da er wußte, daß dieser Verhandlung seine von ihm heißgeliebte Braut beiwohnen würde, bat er das Gericht, in Zivilkleidung erscheinen zu dürfen, was ihm auch gestattet wurde. Doch der Strafanstaltsdirektor erhob Einspruch. Und den Häftling packte die Wut, er brach aus, hinterließ aber einen Zettel, er werde pünktlich zum Termin zur Stelle sein. Und in der Tat: als die Sache aufgerufen wurde, löste sich aus dem Zuschauerraum ein Mann in tadellosem Zivilanzug und betrat gelassen die Anklagebank. — Nicht weniger originell benahm sich ein alter Bekannter der Berliner Kriminalpolizei, der von zwei Jahren Gefängnis anderthalb abgesessen und sich dann selbst „beurlaubt" hatte. Seitdem wurde er mit viel Eifer, aber wenig Erfolg gesucht. Dieser Tage nun erschien er selbst auf dem Polizeipräsidium, meldete sich bei seiner früheren „Dienststelle" zurück und bat, den Rest der Strafe absitzen zu dürfen. Der Hunger hatte ihn zu diesem Entschluß getrieben.

•

* **Aus dem Häuschen.** Wenn jemand übermütig lustig ist, so sagt man: „Er ist aus dem Häuschen" — aber warum? In früheren Jahrhunderten war in den Ländern am Rhein das „Narrenhäuschen" ein vergitterter Ort unter der Treppe des Rathauses, wo man für kleine Vergehen auf ein paar Stunden eingesperrt wurde und dem Gespötte der Vorübergehenden ausgesetzt war. Wer von dieser Unannehmlichkeit dann wieder befreit wurde, und aus dem (Narren-) Häuschen kam, war natürlich lustig und fidel, und so hat sich die Redensart bis heute erhalten.

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.